Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 29

Artikel: Lorbeer für Don Quichotte
Autor: Bamm, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-509784

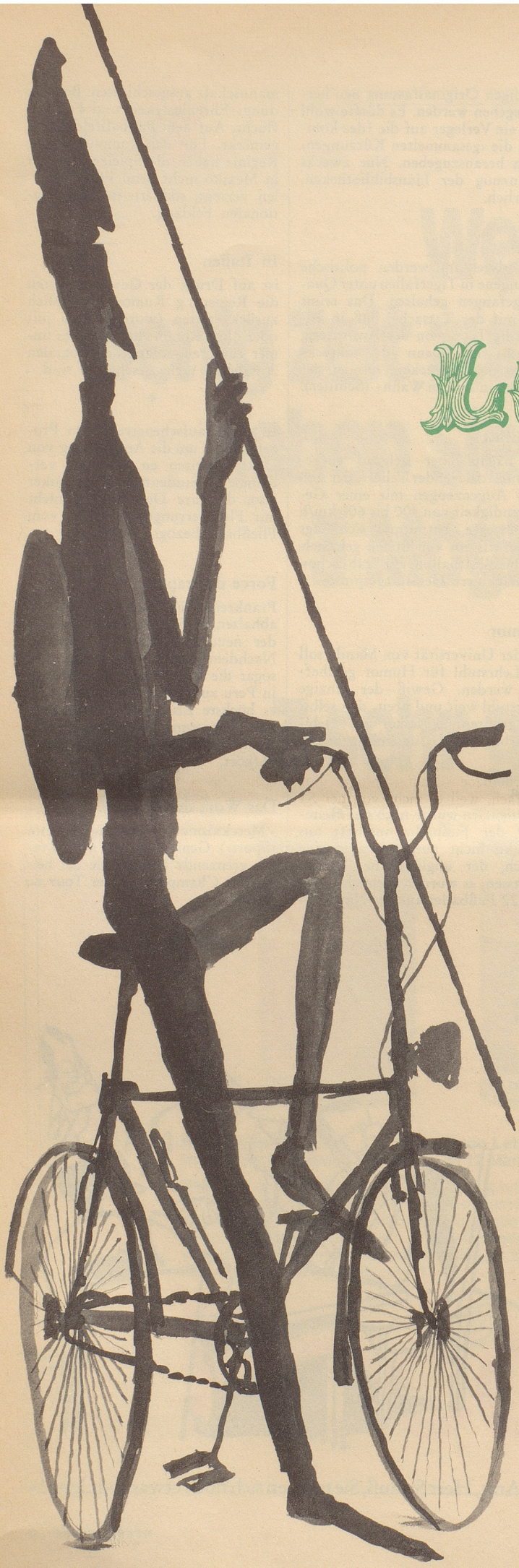
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Peter Bamm:

LORBEER für Don Quichotte

Als Schriftsteller hat man im Leben nur selten Gelegenheit, einen Dichter kennenzulernen. Die beiden Berufe haben zu wenig miteinander zu tun. Nur drei Dinge sind ihnen gemeinsam – das Papier, die Tinte und die Verleger.

Der Schriftsteller braucht nichts als seinen Verstand, einen kleinen Einfall und einen großen Vorschuß. Damit bäckt er frische Törtchen für die Intelligenz unter seinen Zeitgenossen. Der Dichter braucht Tiefe, ein Gemüt und Kredit bei seinem Kolonialwarenhändler. Dafür ist, was er bäckt, das Brot der Kunst für die edlen Seelen unter seinen Zeitgenossen. So ist der Dichter schon im 1. Tausend der Bewunderung wert und sein Name wird nach Jahrhunderten noch gepriesen. Der Schriftsteller wird auch nach dem 100. Tausend schnell vergessen und nur das Finanzamt erinnert sich zuweilen seiner Witwe. Die Glorie der Poesie verdunkelt den Nachruhm des Schriftstellers. Einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller ist vom Glanz des Dichters Goethe so vollkommen in den Schatten gestellt worden, daß er ganz und gar in Vergessenheit geraten ist. Das ist der Schriftsteller Goethe. Nur in jenen literarischen Katakomben, die man ‹Gesammelte Werke› nennt, fristet der Schriftsteller Goethe ein von Schatzgräbern gelegentlich wiederentdecktes Dasein.

Von jeher habe ich die Dichter bewundert. Die Kunst, zwei Wörter aufeinander zu reimen, ist mir immer als etwas ungemein Rätselhaftes und Geheimnisvolles erschienen. Die merkwürdige Forderung, welche der Reim stellt, daß an einer bestimmten Stelle eines Satzes nicht das Wort steht, das seinem Sinn nach dorthin gehört, sondern ein anderes, das mit seinem Lautwert hinpassen muß, und daß das Ganze nachher gleichwohl einen Sinn hat, wird mir ewig unverständlich bleiben. Nicht einmal unter den Hormonstößen meiner Konfirmandenzeit haben sich je zwei Wörter mir gereimt. Der Mensch ist ein ungereimtes Wesen. Ich bin ein Mensch und auf Mensch gibt es bekanntlich keinen Reim. Und doch wäre ich beinahe ein Dichter geworden. Die Sache ist nur daran

gescheitert, daß ich auf das einzige dichterische Werk, das je am Horizont meiner Biographie aufgetaucht ist, einen Vorschuß bekommen habe.

Zehn Jahre lang habe ich Woche für Woche in einer Berliner-Zeitung ein Weekendfeuilleton geschrieben. Ich bin ziemlich stolz auf diese Leistung. Es ist ein ungeschlagener journalistischer Langstreckenrekord. Freilich, mich dieser Sache wegen für einen Schriftsteller zu halten, darauf wäre ich nie verfallen.

Eines Freitags, als mir zu meinem Weekendfeuilleton wieder einmal nichts eingefallen war, wandte sich Paul Fechter, der Chef des Feuilletons, nachdem er das Manuskript gelassen für die Setzerei abgezeichnet hatte, mir zu mit jenem berühmten Lächeln, das man am treffendsten als herzliches Grinsen charakterisierte, und teilte mir mit, daß ein Verleger sich für einen Sammelband meiner Feuilletons interessiere.

Ein Verleger – das war für uns so etwas wie ein Maharaja, der Perlen und Diamanten verschenkt, welche man aufs Leihhaus tragen konnte, um vom Erlös doppelte Filetsteaks bei Kempinski zu essen, Schuhe besohlen zu lassen oder gar einen tollen Ausflug à deux in den Harz zu machen. Und es war nicht irgendein beliebiger Verleger. Es war ein Dr. honoris causa, ein hochangesehener Mann und der Chef eines der großen Verlagshäuser in der berühmten alten Bücherstadt Stuttgart in der Nähe des Neckars.

Wir trafen uns in seinem Berliner Büro. Er war voller Wohlwollen, und es dauerte nicht lange, so war man sich über eine Kleine Weltlaterne einig geworden. Voller Großmut fragte er mich, ob ich noch irgendwelche Wünsche hätte. Nun, wir waren damals nicht nur jung, wir waren auch frech. Da ich davon überzeugt war, daß der Verlag keine tausend Stück von diesem Buch je verkaufen werde, sagte ich mir, ein berühmter Zeichner möchte den Umsatz vielleicht über das erste Tausend hinausbringen, und so schlug ich vor, von dem großen Olaf Gulbransson einige Zeichnungen zu erbitten. Zu meiner Verblüffung wurde mir das sogleich gewährt. Damit schien die Angelegenheit erledigt. Aber eigentlich begann sie jetzt erst.

Jahrelang habe ich nicht gewagt, den großen Olaf Gulbransson, der mit seinen entzückenden und geistreichen Zeichnungen der Kleinen Weltlaterne erst den wahren Glanz gegeben hatte, in seinem Bauernhof in Tegernsee zu besuchen. Eines Tages kam ein Mann, dem Gott hold war, zu mir in meine Praxis in Berlin. Er wollte mich dazu bereden, für «Sprüche und Wahrheiten» von Olaf Gulbransson ein Vorwort zu schreiben. Ich war mir ganz darüber im klaren, daß ich nicht wollte und daß es nur darauf ankäme, den Vorschlag so höflich wie möglich abzulehnen. Aber dieser gewisse Gotthold verbarg listig seine Entschlossenheit und seine Intelligenz hinter der Maske eines harmlosen Pyknikers. Ehe ich mich's versah, hatte ich einen Scheck über fünfhundert Mark und eine Schlafwagenkarte in der Hand und fuhr gen Tegernsee. Aus diesem Scheck ist eine lebenslange Freundschaft sowohl mit Olaf wie mit Gotthold entstanden. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß Gotthold schließlich auch die Kleine Weltlaterne in die Hand genommen hat. Jedoch, ich bin vom Thema abgeschweift. Aber welches Thema gäbe es, von dem ein Schriftsteller nicht durch einen Scheck zur Abschweifung gebracht werden könnte! Dieser Scheck nämlich ist eigentlich der zweite Scheck in dieser Geschichte. Der erste Scheck hatte noch sehr viel weitertragende Folgen.

Als die vollständige Einigung über den Feuilletonband erzielt war, begann der vortreffliche Mann, dem ich meinen Eintritt in die Literatur zu verdanken habe, ein neues Gespräch. Offenbar war er in dem für einen Verleger allerdings verständlichen Irrtum befangen, daß ich ein Schriftsteller oder gar ein Dichter sei. Er erkundigte sich auf das Liebenswürdigste nach meinen literarischen Plänen. Sicherlich hätte ich doch ein größeres Werk in Arbeit. Ich erinnere mich noch genau, wie ich bei dem Wort ‹Werk› zusammengezuckt bin. Ich hatte weder irgendwelche Pläne, noch wäre ich je auf die Idee gekommen, daß so etwas wie «ein Werk» mir überhaupt zustünde.

Ich stotterte so etwas wie, daß man doch eben Geld verdienen müsse und – nun, und das sagte ich dann mit glatter, gleisnerischer Lippe – daß man zu einem größeren Werk so leicht nicht käme. Hier beging der reizende Mann seinen zweiten Fehler. Er hielt das für eine Anspielung auf einen Vorschuß und deutete das auch an.

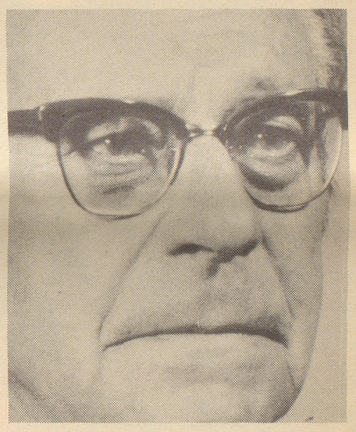
Dies natürlich war ein Augenblick, in welchem ein junger Mann, den das Leben hart gebeutelt hatte, hell wach wurde. Der einzige Plan, den ich tatsächlich hatte, war, mit einer schönen Dame nach Korsika zu fahren, und diesem Plan fehlten bislang nur die Betriebsmittel. So hieß es also, ad hoc ein saekulares Lebenswerk erfinden. Dafür stand mir nicht mehr Zeit zur Verfügung als eine kleine Gesprächspause. Mit einem flüchtigen Gedanken an die Brandung von Korsika sagte ich mir, daß, wenn mir jetzt nichts einfiele, die schöne Dame zweifellos eher auf mich, als auf Korsika verzichten werde. So fing ich an zu stottern. Das war vermutlich ganz das Richtige, um bei einem Kenner der Literatur den Eindruck eines bescheidenen, aber echten Dichters hervorzurufen. Ich stotterte und stotterte und in diesem Augenblick fiel der Einfall – nun ja, eben vom Himmel. Es ist der beste Einfall, den ich je in meinem Leben gehabt habe. So deduzierte und explizierte ich, nunmehr fließend, daß, wie James Joyce den Odysseus in unsere Welt metaphysisch transferiert habe, so sei es an der Zeit, den Don Quichotte der modernen Technik zu schreiben. Ich erinnere mich genau, daß ich «metaphysisch» gesagt habe, obwohl ich erst ungefähr ein Vierteljahrhundert später zu begreifen begann, was dieses Wort überhaupt bedeutet. Aber mehr als «metaphysisch» sagte der bescheidene Dichter nicht, ganz einfach, weil er mehr von der Sache selbst noch gar nicht wußte.

Das Ganze war ein Schuß ins Schwarze. Mit einem Scheck über zweitausend Mark in der Tasche verließ ich dieses merkwürdige Treffen. Nie in meinem Leben bin ich je wieder so reich gewesen.

Die Sache mit dem Vorschuß freilich nahm einen unglücklichen Verlauf. Die Kleine Weltlaterne geriet ziemlich bald über das 1. Tausend hinaus. Der Vorschuß für den Don Quichotte schmolz dahin wie Schnee in der Frühlingssonne. Ich bezahlte die Schulden bei meinem Kolonialwarenhändler. Das dichterische Werk geriet in Vergessenheit. Ich nahm neue Vorschüsse. Kurz und gut, der Beruf des Schriftstellers ergriff mich.

Hätte ich keinen Vorschuß bekommen, hätte ich neue Schulden beim Kolonialwarenhändler gemacht. Ich hätte den Don Quichotte auf den Fountain Pen gespießt. Ich wäre – vielleicht – berühmt geworden.

Aber schließlich, es ist noch nicht aller Nächte Morgen, und wahrscheinlich ist es für einen Schriftsteller von Vorteil, wenn er sein dichterisches Lebenswerk noch vor sich hat. So werde ich vielleicht eines Tages doch noch den «Don Quichotte» meinem Verleger auf den Schreibtisch legen – ohne Vorschuß natürlich, es sei denn in Lorbeer.



Peter Bamm, der hervorragende deutsche Schriftsteller, ist seit langem in der Schweiz angesiedelt. Er ist Arzt und hat beide Kriege als Arzt erlebt. Seine feuilletonistischen Arbeiten – denn, er möge es mir verzeihen, daß ich das sage, er ist ein glänzender Feuilletonist – sind in den besten Zeitschriften und Zeitungen erschienen, denen sich jetzt der Nebelspalter anschließt. Mit außerordentlichem Wissen verbindet er eine seltene Ausdruckskraft. Von seinen Büchern seien nur genannt ‹Die unsichtbare Flagge›, ‹Frühe Stätten der Christenheit›, ‹An den Küsten des Lichts›, ‹Alexander oder die Verwandlung der Welt›. Um dieses letzte Buch zu schreiben, ist er den Spuren Alexanders des Großen gefolgt. Nicht vergessen seien die Skizzenbücher ‹Ex Ovo› und ‹Adam und der Affe›, beide erfüllt von tiefem Sinn und prachtvoller Erzählergabe.

Derzeit gehört er unserem Freitagsstammtisch an – als unser Nachwuchs, wie er sich nennt. Und im Interesse der andern Stammtischgefährten sei sein Geburtsjahr nicht erwähnt.

n. o. s.